



Abend:

Zeitung.

127.

Montag, am 29. Mai 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Ihr Menschenbrüder, wer Ihr seyd,
Von jungen und von alten Jahren,
's ist keiner, der da nicht sein Leid,
Nicht hätte seinen Schmerz erfahren;
Auch mein Blick hat oft trüb geschaut,
Doch immer habe ich's gehalten
Mit jenem Spruche fromm und traut:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Durch Nebel führt oft uns're Bahn,
Wir gleichen ganz den armen Blinden.
Es nimmt sich Niemand uns're an,
Wie schwer ist da der Weg zu finden.
Da reichet Er die Hand uns treu,
D laßt sie nur recht fest uns halten!
Hin führe sie, wohin es sey;
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

D glaubt es mir, es ist kein Wahn,
Millionen haben es erfahren,
Wer Ihm nur wahrhaft zugethan,
Den thut er wunderbar bewahren;
Nie brach sein großes Vaterherz,
Er hat ja immer Wort gehalten;
Ruft darum freudig himmelwärts:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Das Mutterherz in sel'ger Ruh
Umschließt die höchste Lieb' im Leben,
Doch liebereicher seyn mußt Du,
Der Du die Liebe erst gegeben;

Ward d'rum das Kind vom Tod gerafft,
Das eine Mutter kaum erhalten,
D gieb auch Ihr zu rufen Kraft:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Der Pfad, den oft der Schöpfer geht,
Es ist nicht unser Pfad hienieden;
Doch führet früher oder spät
Nur er allein zum wahren Frieden.
Wie unerforschlich Du auch seyst,
D Gott, Du thust die Welt erhalten,
D'rum meist're nie o Menschengest,
Und lasse Deinen Schöpfer walten.

Das Würmchen, sey es noch so klein,
Es darf Dich seinen Vater nennen,
Doch nur wer da von Herzen rein,
Lernt Dich als wahren Vater kennen.
So laßt uns denn noch einmal still,
Ergebungsvoll die Hände falten:
Es mag da kommen, was da will,
Wer nur den lieben Gott läßt walten.
Grimma. Ferd. Stolle.

Ein Reisebericht.

(Aus dem Gebiete des animal. Magnetismus*).

Es war am 23. Januar 1843. — Wir hatten bei
15 Grad über 0 nach Reaumur heiteren Sonnenschein
und Windstille.

*) Aus bewährter Hand erhalten.

In Begleitung eines Marabuts und einer mir anvertrauten Patientin von hohem Stande, welche seit mehreren Jahren an heftigen epileptischen Zufällen litt, bestieg ich eine Schifferbarke an der Küste des Meeres unweit Tunis. Ein sanfter Westwind, den der Schiffer erwartet hatte, erhob sich fast in demselben Augenblicke. Wir fuhren von der Küste ab nach Osten zu. Nicht lange, so sahen wir vor uns mit den Fernrohren, die ich bei mir hatte, ein reizendes Orangenwäldchen auf einer Insel. Die goldenen Früchte blinkten zwischen den dunkelgrünen Blättern zu uns herüber und gaben der Insel ein lachendes Ansehen.

Auf mein Befragen nannte der Schiffer die Insel *Lampedusa* und erzählte mir, diese Insel sey noch vor 10 Jahren unbewohnt gewesen, wegen der damals so häufigen Einfälle der seeräuberischen Barbaren von *Algier* und *Tunis* her. Jetzt aber lebe man daselbst fast ganz sicher. Auch stehe diese Insel mit unter dem Schutze der Engländer in *Cumino*, *Gozzo* und *Malta*. Noch im vorigen Jahre habe ein Raubschiff eine Landung wagen wollen, sey aber von einer englischen Fregatte in den Grund gehohrt worden. Seitdem haben sich die Barbaren nicht wieder daselbst blicken lassen.

Während dieser Erzählung waren wir an's Ufer gekommen. Der Schiffer landete in einer anmuthigen Gegend. Wir warteten die Ebbe ab, stiegen aus und gingen auf bunten Steinen einem grünen Plätzchen zu, wo auf lieblichen Grassblumen mitten im Januar tausendfarbige Schmetterlinge sich wiegten und in den Strahlen der Sonne glänzten, ohne sehr auf uns zu achten.

Sanft ansteigend erhob sich das Ufer allmählig bis zu dem Orangenwäldchen, das wir schon von fern gesehen hatten. — Da ich wußte, daß meine Patientin heute ihren ruhigen Tag hatte, so war ich außer Sorgen, und wir überließen uns ganz dem frohen Naturgenuß auf dieser so reizenden Insel. Der Marabut pflanzte eine mitgebrachte Dattelpalme an das Ufer des Meeres, eine andere trug er noch in der Hand, um sie dahin zu pflanzen, wo wir unser Mittagmahl halten würden.

Der Schiffer war auf seiner Barke zurückgeblieben. Mein Bedienter und die Kammerdame der Gräfin brachten Erfrischungen. Wir lagerten im Grünen an einer Quelle unter dem Schatten der Orangenbäume. Der Marabut pflanzte seine Dattelpalme neben sich, und unsere Bedienung servierte auf grünen Baniablättern mitgebrachte Kokosnüsse und frisch auf der Stelle ge-

pflückte, fast überreife Pommefinen. Ein Gläschen *lacrymae Christi* machte den Beschluß. — Nachdem wir noch ein Stündchen geplaudert hatten, sahen wir uns auf der Insel weiter um, machten Bekanntschaft mit den fröhlichen gutmüthigen *Lampedusanern*, die nur aus wenigen Familien bestanden, welche sich erst kürzlich hier angesiedelt hatten. Am Abende nahm ein niedliches, leicht gezimmertes, kleines Gartenhaus uns auf, worin wir übernachteten.

Den andern Morgen, bald nachdem wir unseren Kaffee getrunken hatten, nahm ich die Gräfin am Arm und promenirte zwischen 10 und 11 Uhr in dem Orangenwäldchen. An diesem Tage durfte ich sie nicht verlassen. Ich gab daher sehr sorgfältig Acht auf sie. Es währte nicht lange, so fühlte ich, daß ihr Arm anfing krampfhaft zu zucken. Sie mußte sich sogleich setzen, denn ihre Kräfte verließen sie. Ich wendete Alles an, um sie in den magnetischen Schlaf zu bringen. Da sprach sie mit geschlossenen Augen unter schmerzhaften Zuckungen: „Warum giebst Du mir nicht das süße Wasser aus der Quelle dort, wo wir gestern saßen? Hättest Du mir das verordnet, so würde ich jetzt nicht so leiden.“

Zufällig saßen wir gerade nur einen Schritt davon entfernt. Ich hatte eben einen Becher bei mir. Mit der linken Hand sie haltend, da ich sie jetzt durchaus nicht loslassen durfte, schöpfte ich mit der rechten Hand Wasser in mein Glas.

So wie ich meine rechte Hand in's Wasser tauchte, fühlte ich eine wunderbare, aber sanfte, wohlthuende Erschütterung darin, die mir längs den Arm hinauf quer durch die Brust in den linken Arm und durch die linke Hand fuhr. Das war das Werk eines Augenblickes. Der Arm meiner Patientin, den ich in der linken Hand hielt, zuckte nicht mehr. Sie selbst erwachte schnell aus dem magnetischen Schlafe mit den Worten: „O wie wohl ist mir. Ich habe so ruhig geschlummert. Aber was war das? Es muß mir geträumt haben. Ein freundliches lustiges Wesen hauchte mich an. Eine Engelsgestalt in Rosenduft gehüllt entschwebte meinen Blicken mit sanft verhallenden Tönen einer lieblich tröstenden Musik. Das war ein himmlischer Traum. Sollte das vielleicht meinen Tod bedeuten?“

„Wenn Sie sich wohl fühlen, meine gnädige Gräfin,“ antwortete ich, „so kann das nicht Ihren Tod bedeuten. Der Tod ist so angenehm nicht. Ich fühle Lebenswärme in Ihrer Hand. Ihre Nerven zucken nicht mehr. Der Paroxysmus ist auf eine mir

unerklärbare Art so schnell verschwunden, als es noch nie der Fall war. Ihr Puls und alle Umstände lassen mich ahnen, daß Sie, wie durch ein Wunder, gerettet sind. Wenn der Anfall binnen hier und drei Tagen nicht wieder kommt, wenn Sie 14 Tage lang alle Morgen ein Glas Wasser aus dieser Quelle trinken, während dieser Zeit bloß von Kokosmilch und reifen Pommesinen leben und ein Gläschen süßen Wein nachtrinken, so haben Sie nichts mehr zu befürchten. Nur darf in den ersten drei Tagen kein Schreck oder sonst eine unangenehme Erschütterung Ihr Nervensystem reizen. Bleiben Sie noch vier Monate an diesem gesunden Orte. Wenn es dann in Deutschland Sommer wird, im Mai oder Juni, ist Ihre Gesundheit so weit befestiget, daß Sie wieder zu den Ihrigen zurückreisen können.“

Da sich die Gräfin noch etwas matt fühlte, so winkte ich ihrer Kammerdame, die stets in einiger Entfernung auf die Befehle der Gräfin warten mußte. Sie kam, ich ließ ihr das Feldbette mit den Matragen der Gräfin herbeiholen und unter blühenden Drangenzäumen aufschlagen. Leicht gekleidet überließ sich hier meine Patientin einem natürlichen Schlummer. Ich befahl der Kammerdame bei ihr zu bleiben und ging in mein Cabinet, um meine Schriften zu ordnen.

Dieser wunderbare Vorfall war mir um so überraschender, da ich bei dieser Patientin schon seit 6 Monaten alle Mittel angewendet hatte, welche die neuesten Entdeckungen der Arzneikunde gegen dieses Uebel darbieten, aber nie den geringsten Erfolg davon sahe. Sie hatte das Eigenthümliche, daß sie sehr leicht in den magnetischen Schlaf zu bringen war, worin sie allemal den Tag und die Stunde genau bestimmte, wann ihre Zufälle wieder ausbrechen würden, und mir in diesem Zustande oft die derbsten Wahrheiten sagte.

„Deine Arzneien helfen nichts. In Tunis und auf dem festen Lande muß ich unerhörte Schmerzen leiden.“

Im magnetischen Schlafe nannte sie mich immer Du. Sie hatte diese Inselfahrt veranlaßt und war sich dessen beim Erwachen nicht bewußt, wo ich sie auch nie ohne Gefahr an das erinnern durfte, was sie im magnetischen Schlafe gesagt hatte.

Zwei Tage später versuchte ich noch einmal, sie in den magnetischen Schlaf zu bringen.

„Dich brauche ich nicht mehr, aber in Pentalaria ist eine Leidende, die Deiner Hülfe dringend bedarf. In

meiner Begleitung wirst Du sie finden. Ich bin gesund,“ sagte sie.

Nach ihrem Erwachen schlug ich ihr vor, eine Spazierfahrt nach Pentalaria zu machen, weil ich diese Insel sehen möchte. Es traf Alles richtig zu. Die Gräfin wurde von Tage zu Tage gesünder und wird bald nach Deutschland zurückreisen.

Die Genesung der zweiten Patientin, die wir von Pentalaria mit nach Lampedusa nahmen, war aber mit ganz anderen sonderbaren Umständen begleitet, und ich behalte mir vor, sie das nächstemal, wenn man es wünschen sollte, mitzutheilen. Gern möchte ich die Meinungen aufgeklärter Männer meines Faches über dieses glückliche Ereigniß erfahren. — Schreibe mir, was Du hörst, und sollte jemand an mich schreiben, so schicke mir die Briefe. Du weißt, daß ich fast stets auf Reisen bin, aber ich melde Dir allemal, wo ich hinreise und am schnellsten Deine Nachrichten erhalte. In acht Tagen reise ich nach Genua, und wahrscheinlich werde ich gegen das Ende des Sommers einmal durch Prag kommen, wo Du Deinen alten Universitätsfreund besuchen mußt. —

Den 17. Februar 1843.

Doctor Casanuova Neapolitanus.

Feuilleton*).

Nathan Dunns in London. Nathan Dunns, ein Amerikaner aus Philadelphia, hat jetzt in London ein chinesisches Cabinet aufgestellt, das über China mehr Licht giebt, als alle Reisebeschreibungen. Es ist ein Museum chinesischer Sitten und Gewohnheiten; es zeigt, wie der Chinese lebt und ist, studirt und arbeitet, betet und sich in Gesellschaften vergnügt. Der Mandarin arbeitet mit seinen Secretairen und der Schneider mit seinen Gesellen, der Priester des Fo oder Buddha opfert, der Handwerker läßt es sich sauer werden, die Dame wird in der Sänfte zur Theewisite getragen, an welcher der Beschauer Antheil nehmen kann; Soldaten glänzen mit Wehr und Waffen, der Schwelger raucht seine Opiumpfeife. Und so giebt es noch tausende von Dingen hier, welche der Besizer an Ort und Stelle und von glücklichen Umständen begünstiget, in einer Reihe von zwölf Jahren zusammengebracht hat. Die Personen selbst sind alle in Lebensgröße: Wachsfiguren. *r.

*) Siehe den Bericht aus London in Nr. 105 und fig.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Pesth.

(Fortsetzung.)

Ein eben so ergreifender als nachahmungswürdiger Zug unserer entferntern Vorstadtbürgerinnen dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen. Bekanntlich projectirte Herr Kunsthändl. Tomola dieses schöne Monument jungfräulicher Fürstentugend. Mit beispielloser Beharrlichkeit alle diesem Unternehmen sich entgegengesetzte Hemmnisse beseitigend, blieb noch eine Schwierigkeit im Wege. Das „Herminensfeld“ war durch einen ausgeschwemmten Wall von den Promenadealleen des Stadtwaldchens getrennt, diesen zu nivelliren, wäre ein Kostenaufwand von 30,000 Fl. Conventions-Münze erforderlich gewesen. Herr Tomola wendet sich an die Milchmeierinnen der nächsten Vorstädte, versammelt dieselben im Pfarrhause der Josephstadt, legt ihnen die einfache Frage vor: „Welcher von ihnen das theure Andenken der in Gott ruhenden Prinzessin nicht theuer wäre?“ „Allen,“ war die einmüthige Antwort. „Nun,“ fuhr der Beredte fort, „um die zum Andenken dieser musterhaft tugendvollen Jungfrau erbaute Kirche Euch zugänglich zu machen, muß jede von Euch (es waren ihrer 280 Meierinnen, unsere sogenannten Milchhändlerinnen, versammelt) ihren einspännigen Milchwagen auf dreißig Tage hergeben, um den Eure Vorstadt von diesem heiligen Monumente trennenden Wall zu nivelliren.“ Nach zwanzig Tagen war keine Spur von diesem Wall vorhanden. Die Milch wurde von den Meiereiknechten und Mägden in die Stadt getragen, indes 280 Einspanner durch zwanzig Tage mit Ausschotterung und Nivellirung des Walls beschäftigt waren. Wenn wir solche Tüde frommen, unbefangenen Bürgerfinns in Chroniken und Ritterromanen lesen, erscheinen sie uns fast fabelhaft, und doch war Schreiber dieser Zeilen in der Charwoche, im Jahre des Heils 1843, im Pesther Stadtwaldchen Augenzeuge dessen!

Unser Gewerbeverein macht Riesenfortschritte. Die Theilnahme stieg zu dem bedeutenden Capitalfond, der schon jetzt mit 1500 Francs sich verzinst. Auf den Wunsch seines erhabenen Protector's soll 1844 eine zweite Gewerbausstellung ausgeschrieben werden.

Schon mit dem 14. Februar, also mit sechs Wochen früher denn sonst, wurde die Dampfschiff-Communication zwischen Constantinopel, Pesth und Wien eröffnet. Die Actiengesellschaft der Donau-Dampfschiffahrt ließ nun auf unserm Altöfner Werften Schnellsegler erbauen, die mit 5 Stunden schneller von hier nach Wien und mit 30 nach Constantinopel die Route zurücklegen. Das niedliche Boot „Wien“ hat bereits vier solcher Schnell-Probefahrten ruhmvoll bestanden. Diesem soll noch im Laufe dieses Monats ein zweiter Schnellsegler „Pesth“ folgen. An unserem Hafen herrscht ungewöhnliche Verkehrthätigkeit. Manufacturen-Producte in unabsehbar Ballen werden von den verschiedensten Handelsplätzen des Ostens und Südens ein- und ausgeschifft; mit einem Worte, Pesth's Handelsverkehr hat seit zwei Jahren einen unglaublichen und unerwartet raschen Aufschwung bekommen. — An unserer Kettenbrücke wird rüstig gearbeitet. Auch am rechten Donauufer gehen die Pilotagen der Fangdämme ihrer Vollendung entgegen. Am Pesther Ufer erheben sich bereits Granitpfeiler. Italienische Steinmeßern sind eigens zur Plattirung der Granitgesteine verschrieben worden. — Und nun etwas vor Allem aus unserem geselligen Tages-treiben. Der Carneval verstrich unter ununterbrochenen Ball- und Picknickgeprängen. Dessen öffentliche Rebuten, bis auf jene zu wohlthätigen Zwecken, wurden von geschlossenen

Gesellschaftsbällen in den Salons fast verdrängt. Morelly, der ostindische Capellmeister, ist nun strikte aus Madras zu seinen sibielen Pesthern zurückgekehrt und nahm auch hier, wie es heißt, for ever sein Domizil. In der Frühlings- und Sommersaison wird er im Horváthgarten zu Ofen mit einer exquisiten Capelle à la Strauß musiciren. Der Präses unseres Musikvereins, Graf Leo Festetics, hat die Frau van Hasselt auf drei Vorstellungen im Nationaltheater, zum Besten des Conservatoriumsfonds, gewonnen. Sie sang die Norma, Antonina und den Sopranpart in Rossini's „Stabat mater“ und brachte dem Fond 2500 Fl. Conv.-Münze. Madam van Hasselt darf allenthalben solche edle Zwecke fördern, die ihr binnen drei Tagen 850 Fl. Münze Gratification abwerfen. — Jenny Luzer folgte ihr im Gastspiel, sie eröffnete gestern dasselbe mit der Elenna in Donizetti's „Marino Faliero“ in italienischer Sprache. — Wenn die scharf accentuirte Pronunciation unserer Nationalsprache nicht fremd, wird sich einen schwachen Begriff von dem obiosen Ensemble dieser magnarisch-italienischen Dornvorstellungen machen, Herrn Conti abgerechnet, der als Faliero das Italienische eleganter prononcirte. — Die Luzer hat seit ihrer jüngsten Anwesenheit an dramatischem Ausdruck gewonnen. Die Verzweiflungsscene war makellos. Eljens, Fuoras, Traras und wiederum Eljens (Lebehoch) ließen die Triller des gefeierten Gastes nicht im gehörigen Laufe ausrouliren. Deutschland kennt unsere Art und Weise Hyperenthusiasmus auszutoben, und man wird mir füglich das Numerische der Beifallsacclamationen, Hervorrufungen u. s. w. erlassen.

Ungeachtet dieses eclatanten Gastspiels im Nationaltheater lockt Ihr Emil Devrient, Deutschland's Liebling, Massen in's deutsche Theater. Hamlet war sein erstes Gastdebüt. Die Leser der Vespertine sind zu befreundet mit diesem Hamlet, als daß irgend eine Bemerkung hierüber von Interesse seyn könnte. Diese jedoch können wir nicht unterdrücken: Möge jeder angehende Künstler Emil Devrient den Grundsatz, die Kunst hat keine Grenzen, absehen, und so wie er unausgesetzt an der Vervollkommnung der Seinen arbeiten. So hoch wir auch schon vor zwei Jahren Devrient's conceptionelle Genialität stellten, so freudig überraschte uns in der Auffassung des Hamlet der progressive Fortschritt derselben. Wir werden über Devrient's Gesamtleistung speciell in diesen Blättern zurückkommen und berühren heute bloß den thatsächlichen Success seines Hamlet. Das Haus war in allen Räumen, wenn auch nicht, wie man hier zu sagen pflegt, übermäßig angepfropft, doch ganz gefüllt. Sperrsitze und Logen waren alle besetzt, die Gallerien sogar gedrängt voll. Der gefeierte Gast wurde bei seinem Erscheinen mit minutenlang anhaltendem, dreimal wiederkehrtem Beifallsjubel begrüßt, und nach einzelnen Scenen, wie nach den Schlusacten sechzehn, schreibe sechzehn Mal, unisono stürmisch hervorgerufen: et c'est tout — Herz, was verlangst Du mehr? Heute als zweites Gastdebüt, Bolingbroke in Th. Hell's Uebersetzung vom „Glas Wasser.“ Logen und Sperrsitze sollen schon gestern zu dieser Vorstellung vergriffen gewesen seyn. — Der directionelle Associationsproceß zwischen Dr. Frank und H. Forst ist nun zur Freude der Abonnenten von der hohen Statthalterei zu Gunsten des erstern, welcher nunmehr contractlich als alleiniger Pächter und Director der deutschen Bühne creirt ist, entschieden. Bereits gewahrt man zweckvollere Energie in der Geschäftsleitung und eine eröffnete Concurrenz zur Completirung unserer Oper dürfte sehr bald die Differenzen zwischen Publicum und Direction vergessen lassen.

(Fortsetzung folgt.)